

MONTESSORI in HAITI

—

eine etwas andere Diplomprüfung

Reisetagebuch und Erfahrungsbericht
über die Diplomprüfung vom 3. bis 12. Juli 2004
im Rahmen der Peter-Hesse-Stiftung

Ervin Resch

Haiti - eine etwas andere Diplomprüfung

Was assoziiert der durchschnittliche Deutsche bei der Nennung des Namens Haiti?

Vielleicht, dass es irgendwo in der Nähe der Dominikanischen Republik und Kubas in der Karibik liegt und zu den großen Antillen zählt? Möglicherweise fallen ihm sogar Namen wie Duvalier oder Aristide ein, oder aber es werden vor dem geistigen Auge des etwas besser Informierten Fernsehbilder lebendig, die unbeschreibliche Szenen der Gewalt zeigen, beispielsweise von Wahlveranstaltungen, die mit Waffengewalt gestört werden und zahlreiche Menschenleben fordern, oder von sinnlos wütendem Mob, der brennend und mordend durch die Straßen zieht. Nicht wenige meiner Bekannten verwechselten es schlicht und einfach mit Tahiti und fanden eine Reise in die Südsee verlockend und erstrebenswert. Einige wenige zitieren das Bild vom Armenhaus der westlichen Hemisphäre.

Was ist richtig? Was kann zu einer Reise nach Haiti motivieren?

Haiti, der westliche Teil der großen Antilleninsel Hispaniola, einst Perle der Karibik und reichste Kolonie der Welt, erster Staat weltweit, der die Sklaverei abschaffte, geriet im Februar 2004 für kurze Zeit in die Schlagzeilen, weil wieder einmal, was sich seit 200 Jahren, also seit seiner Befreiung, schon etwa 40 mal ereignet hat, eine Regierung gewaltsam zu Ende gebracht wurde und der Staatspräsident Aristide, immerhin das erste mit großer Mehrheit der Bevölkerung demokratisch gewählte Staatsoberhaupt, von den Amerikanern, wie sie angaben, außer Landes und in Sicherheit gebracht wurde. Auf Drängen Haitis musste allerdings nachträglich eingeräumt werden, dass es sich eigentlich um eine Entführung gehandelt hat.

Danach verschwand Haiti wieder aus den Nachrichten und von den Bildschirmen, um vordergründig wichtigeren Themen Platz zu machen und weiterhin in sein publizistisches Schattendasein zurückzutreten. Die zivilisierte Welt hatte wieder Ruhe.

Meine Informationen unterschieden sich nur wenig von denen der meisten meiner Landsleute. Als ich am Abend des 13. Juni 2004 von der Abschlussprüfung meines Berliner Diplomkurses nach Hause kam, rief mich Thorsten Liebert an, ein gewisser Herr Peter Hesse, Namensgeber der Stiftung „Solidarität in Partnerschaft“ habe angefragt, ob er jemanden wüsste, der bereit sei, für die Durchführung einer Montessoriprüfung im Auftrage der Stiftung nach Haiti zu fliegen.

Ich stellte mir die Frage, was mich dieses Problem angehe. Im Übrigen waren meine Koffer schon gepackt waren, weil meine Abreise in die Bretagne in wenigen Tagen bevorstand.

Gleichwohl war da eine undefinierbare Neugier, was wohl hinter dieser Anfrage stecken könnte. Das am Tage darauf folgende Telefonat ergab, dass diese Stiftung seit 20 Jahren in Haiti Erzieherinnen ausbildet, die in mittlerweile 62 kleineren und größeren Vorschulen Kinder im Sinne Montessoris betreuen. Diese Arbeit, die verwirklichte Vision Peter Hesses und das Werk einer einzelnen couragierten Frau, Carol Guy James – Barratt, stehe im Augenblick in Frage. Sie habe ein Jahr lang in zwei Kursen 64 Haitianerinnen in Port au Prince und Cap-Haïtien ausgebildet, die nun vor der Prüfung stünden. Diese sei für Anfang Juli geplant, da aber ihr Mann im Auftrage der amerikanischen Botschaft ein humanitäres Projekt im Rahmen der Aidshilfe leitet und amerikanische Ehepaare sich in Haiti nicht gemeinsam aufhalten dürfen, habe der amerikanische Staat sie kurzerhand zur Ausreise gezwungen. Der Erfolg der Kursarbeit eines ganzen Jahres stehe auf dem Spiel.

Gesucht würde eine Person, die die vier folgenden Bedingungen erfülle:

- Sie müsse
- Dozentenfunktion ausüben können,
- Zeit zur Verfügung haben,
- die französische Sprache sprechen und
- nicht zuletzt: bereit sein, nach Haiti zu reisen.

Die ersten drei Punkte trafen auf mich zu. Der letzte bedurfte eingehender Überlegungen auf der Basis tiefer gründender Informationen.

Diese hoffte ich in einem persönlichen Gespräch mit Herrn Hesse zu bekommen.

Kurz entschlossen verabredeten wir ein sofortiges Treffen, und so saß ich ihm eine halbe Stunde später in seinem Domizil in Büttgen bei Neuss gegenüber. Seine sachliche und engagierte Art schlug mich augenblicklich in ihren Bann. Er schilderte mir die Umstände des Zustandekommens seiner Stiftung und die Zustände im Haiti der letzten 20 Jahre. Er verschwieg auch nicht die neueste Entwicklung, die allerdings, wie er sagte, auf dem Wege der Besserung sei.

Er beschrieb die Haitianer, die aufgrund der Jahrhunderte langen Erfahrungen mit Korruption, Bevormundung, Betrug und Ausbeutung nur allzu leicht zu Misstrauen neigten, die im Übrigen aber ein durchaus liebenswertes und freundliches Volk seien. Die Gruppe der Kursteilnehmerinnen sei sehr inhomogen in ihrer Zusammensetzung. Reiche Haitianerinnen, die die Kursgebühren voll zu zahlen haben, sitzen gemeinsam mit armen Frauen im selben Kurs; diese haben zwar nur einen symbolischen Beitrag zur Finanzierung des Lehrganges zu leisten, dieser aber ist nötig, um ihnen das Gefühl zu geben, dass der Kurs für sie von Bedeutung ist. Sie lernten im Laufe eines Jahres fleißig, leider allerdings zumeist Wort für Wort auswendig und oft, ohne einen Transfer leisten zu können. Grundlage sei ein von Carol Guy James - Barratt professionell erstelltes Materialbuch über die Kinderhauspädagogik Montessoris. Daneben folgten sie theoretischen Vorlesungen und nahmen Tag für Tag an einer praktischen Ausbildung in Montessori - Einrichtungen teil. Nach Ablauf dieser Zeit stellten sie sich einer Prüfung, die zwei Klausuren und vier mündliche Prüfungen in den Bereichen ‚Übungen des praktischen Lebens‘, ‚Sinnesmaterial‘, ‚Sprache‘ und ‚Mathematik‘ umfasst. Gleichzeitig mussten sie ein Material in jedem Bereich selbst erstellen und eine umfangreiche Mappe mit einer ausführlichen persönlichen Darstellung der Kursinhalte anfertigen. Im Gegenzug erhielten sie ein stiftungseigenes Diplom, das in seiner Bewertung gestaffelt ist in eine bloße Teilnahmebestätigung, des Weiteren in die Bescheinigung einer erfolgreichen Prüfung und schließlich in die Anerkennung einer besonderen Eignung, die sogar einen Einsatz in der Ausbildung weiterer Erzieher/innen ermöglicht. Das Diplom sei nicht zu verwechseln mit dem Diplom, das die Montessori – Vereinigung vergibt, allein schon aufgrund der Tatsache, dass es sich ausschließlich auf den Elementarbereich bezieht.

Primärstufenpädagogik gibt es in Haiti bislang noch nicht.

Als weiteren Hintergrund für die Arbeit seiner Stiftung erklärte mir Peter Hesse, dass in Haiti jeder, der lesen und schreiben kann, eine so genannte „Schule“ eröffnen darf. Im Volksmund werden diese Schulen, wie ich später erfuhr, als „écoles bolette“, etwa Lotterieschulen, bezeichnet. Im Übrigen hat in Haiti nur ein verschwindend geringer Prozentsatz der Lehrer/innen irgendeine pädagogische Ausbildung, geschweige denn ein Studium für irgendein Lehramt absolviert.

Ein solches Diplom eröffnet unter Umständen seinem Inhaber die Möglichkeit, eine Arbeit in einer Erziehungseinrichtung zu finden. Das ist ein großes Wort in einem Land, in dem die Arbeitslosenrate auf 70% geschätzt wird!

Die Prüfung selbst werde in den beiden Ausbildungszentren in Port au Prince und in Cap-Haïtien stattfinden (Distanz ca. 200 km Luftlinie, zurückzulegen mit einem Kleinflugzeug) und sei wegen des Misstrauens gegen alles Inländische unbedingt von jemandem von außen durchzuführen. So werde man mit dem Aufbrechen eines versiegelten Themenumschlages beginnen und dem sofortigem Versiegeln der Prüfungsergebnisse schließen, um deutlich zu machen, dass Manipulationen ausgeschlossen werden können. In diesen Dingen seien die Haitianer äußerst sensibel und misstrauisch.

Allerdings gebe es ein Randproblem: die Landessprache ist Kreolisch. Nur etwa 15% der Bevölkerung spricht Französisch¹, dagegen wird es aber von den meisten Haitianern verstanden.

Nachdem ich kurz einige Informationen zu meiner Vorgeschichte gegeben hatte, machte Herr Hesse deutlich, dass er glaube, ich entspräche genau seinen Vorstellungen von der zu suchenden Person. Er stellte als selbstverständlich in Aussicht, dass im Falle des Zustandekommens einer Zusammenarbeit keinerlei Kosten für Flug und Hotels auf mich zukämen. Dieselbe Auskunft gab ich ihm in Hinblick auf die Frage nach einem eventuellen Honorar.

Während ich noch innerlich Für und Wider gegeneinander abwog, rief kurzerhand Herr Hesse in Washington Carol Guy – James Barratt an und teilte ihr mit, dass er möglicherweise eine Lösung des Problems in Person eines französisch sprechenden pensionierten Montessori – Schulleiters mit langjähriger Erfahrung als Dozent hätte.

Mit der Bitte um einen Tag Bedenkzeit und der Bedingung eines Direktfluges Paris – Haiti, da ich von Frankreich aus aufzubrechen hätte, jedoch auch schon mit einer allmählich sich einstellenden Bereitschaft, mich auf das Abenteuer einzulassen, verließ ich Herrn Hesse. Bestens versorgt mit einem Stapel Jahresberichten der „Stiftung Peter Hesse“, seinem Buch „Von der Vision zur Wirklichkeit“ und dem Materialbuch, verfasst auf Englisch von Carol Guy – James Barratt und von einer Freundin ins Französische übersetzt, kam ich zu Hause an.

Der Rest des Tages gehörte dem Computer.

Internet war geringfügig hilfreich, die Informationen der Deutschen Botschaft in Haiti waren, bis auf einen Literaturhinweis (s. u.) schlichtweg unbrauchbar. Nicht viel besser waren die Einlassungen der Französischen Botschaft. Das auswärtige Amt riet dringend von Reisen nach Haiti ab. Die allgemeinen Einreisebedingungen waren wenig verlockend. Hektische Nachforschungen nach irgendwelchen Informationen über Haiti im Allgemeinen, Verkehrsverbindungen Bretagne – Paris, Paris – Haiti und dasselbe zurück, im Besonderen, Preisvergleiche, Bestellen der Literatur, Impfvorschriften, Reisewarnungen etc. etc. dauerten bis spät in die Nacht.

Und schließlich waren da noch die diametral entgegengesetzten Stimmen in der Familie.

Meine Informationen aus dem französischen Fernsehen vom Februar 2004 standen wieder lebendig vor mir: wild um sich schießender, alles zertrümmernder Pöbel, der die Geschäfte plünderte, Autos anzündete, am Boden Liegende mit Füßen vor den Kopf und ins Gesicht trat und vollkommen unkontrolliert und, ohne von irgendjemandem gehindert zu werden, seine brutale Gewalt austobte, Weiße und Haitianer, die sich um die wenigen Plätze im Flugzeug prügeln, um im letzten Augenblick auszureisen.

Völlig übernächtigt, aber schon mehr entschlossen als zögernd, kehrte ich am nächsten Morgen nach Büttgen zurück.

Viel Raum für Erörterungen blieb nicht: Herr Hesse, ein Mann der Tat, hatte bereits die Presse informiert, die sich für die Sache interessierte.

So fielen die weiteren Überlegungen zur Vorbereitung des Unternehmens denkbar knapp aus. Die Sache war entschieden. Der Bildungslücke einer Mitarbeiterin der Air France zufolge war der Eindruck entstanden, es gebe den erwünschten Direktflug. Die Anreisefrage war also zunächst einmal eines der geringsten meiner Probleme, als ich erneut den Heimweg antrat.

¹ Alle statistischen Daten habe ich dem Buch von Walther L. Bernecker: Kleine Geschichte Haitis, edition suhrkamp, Neue Folge Band 994, 1996, entnommen.

Erst zwei Tage später stellte sich eher zufällig heraus, dass Air France mir irrtümlich einen Flug nach Gouadeloupe gebucht hatte. Zwischenstopps in New York (Übernachtung) hin und in Miami zurück, waren die Folge. Da sich aber inzwischen alles Zweifeln und Zögern in neugierige Entschlossenheit gewandelt hatte, gab es jetzt kein Zurück mehr. Ich begann, mich auf die neue Situation und die Herausforderung einzustellen und zu freuen.

Sofort wurden die nötigen Impfungen und Medikamente beschafft. Zwei Koffer, einer für den langen bretonischen Sommer, einer für Haiti (abgetragene Garderobe, leicht auch wegen der zu erwartenden 35°), Fotokopien der wichtigen Papiere für den Fall eines Verlustes, Traveller-Checks und US – Dollars, Mückensprays und Frischetücher . . .

An alles Mögliche und Unmögliches war zu denken.

Obwohl ich die Abfahrt in die Bretagne um einige Tage verschob, um alle wichtigen Vorbereitungen sicherzustellen, verging die Zeit im Fluge.

Am Sonntag, den 20. Juni, brach ich auf in die Bretagne.

Hier war ich mit meiner Entscheidung endlich allein und konnte mich zehn Tage lang in aller Ruhe sammeln und vorbereiten. Die mitgenommene Literatur sowie das auf Französisch verfasste Manual sog ich in mich auf. Alle mir vertrauten Montessori – Begriffe mussten in der fremden Sprache gelernt werden, alle Kinderhausübungen deutsch und französisch repetiert und verglichen werden. Materialbeschreibungen und Ziele in beiden Sprachen galt es zu beherrschen, eventuelle Prüfungssituationen vorplanend Bewertungsmaßstäbe für die Prüfungen zu überlegen, Ansprüche und Realität in ihrem Widerstreit zu bedenken. Zweifel waren abzuwägen: Wie würden die farbigen Kandidatinnen auf einen weißen europäischen Prüfer reagieren?

Der mir inzwischen zugegangene Zeitplan war dicht gesteckt: Beginn 6.00h morgens, Ende 18.00h, wenn alles planmäßig ablief. Einleiten und Überwachen der beiden schriftlichen Klausuren. Prüfungen in vier Fachbereichen je Teilnehmerin: Übungen des praktischen Lebens, Sinnesmaterial, Sprache und Mathematik. Je Kandidatin stand eine halbe Stunde zur Verfügung. Alles in allem wären das 256 mündliche Einzelprüfungen auf Französisch! Aussicht auf wenigstens etwas Erleichterung: Pausen waren eingeplant, der Weg hin und zurück wäre mit einem mir zur Verfügung stehenden Jeep zu bewerkstelligen, ein Handy bekäme ich selbstverständlich auch, um immer in Rufkontakt zu sein.

Voll gestopft mit Informationen, Befürchtungen und Zweifeln, aber auch mit einer nicht unerheblichen Vorfreude bestieg ich in Saint Brieuc am Morgen des 3. Juli den TGV nach Paris – Roissy, Flughafen Charles de Gaulle. Die Fahrt und die Wartezeit gingen mit vergleichender Werkbuchlektüre rasch vorbei. Um 17.52h europäischer Zeit flog ich zum ersten Mal im Leben über Europas Grenzen hinweg in einen um 6 Stunden verschobenen Sonnenuntergang.

Unter anderen Umständen wären mir der Flug, die Formalitäten am Kennedy – Airport, die Busfahrt zum Hotel und die erste Nacht auf nichteuropäischem Boden als etwas Besonderes erschienen. Jetzt aber wurde alles zur notwendigen Formsache angesichts einer großen Unbekannten, Haiti, dem Land, von dem ich noch immer kein Bild hatte und das für mich alles andere als einen Urlaub bereithielt.

Die ersten Haitianer begegneten mir am nächsten Morgen in der Lounge des New Yorker Kennedy – Airports. Mit Glasperlen herausgeputzte schokoladenfarbene Kinder, schwarzhäutige, ja schwarzlippige Kreolengesichter, freundlich, skeptisch, interessiert, abschätzend, neugierig, gleichgültig, keines indessen feindselig.

Außer mir konnte ich nach langer Suche noch gerade einen Weißen entdecken, der mich mit der gleichen ungläubigen Neugier musterte, die ich ihm wohl zukommen ließ.

Der Flug brachte die erste Begegnung mit ihrer Sprache: ein Schock. Mit den wenigen französisch klingenden Brocken, die ich ausmachen konnte, war mir ein Prüfungsgespräch kaum vorstellbar.

Der Airbus 300 landete relativ pünktlich um 12 Uhr Ortszeit auf dem Flugplatz Toussaint-Louverture. Als die Außentür geöffnet wurde, schlug eine Backofenhitze herein, die einem den Atem nahm und lediglich durch den Wind der auslaufenden Triebwerke ein wenig gemildert wurde. Nach dem kurzen Weg übers Rollfeld zur Ankunftshalle folgte eine rasche und reibungslose Abfertigung mit Passkontrolle. Und dann kam der Moment, der die erste persönliche Begegnung mit Carols Mann Christian Barratt bringen sollte.

Mitten in einer Riesenmenge von Taxifahrern in gelben Hemden und anderen Wartenden entdeckte ich über dem Schild „Mr. Resch – Montessori“ sein von spärlichen roten Locken umrahmtes Gesicht. Nach kurzer Begrüßung und dem Austausch einiger förmlicher Fragen und Antworten setzte sich sein Offroader in Bewegung und nahm Kurs durch die von allen Seiten und in alle Richtungen durcheinander quirlenden, zum Teil schrottreifen und abenteuerlich zusammengeschweißten Jeeps.

Das Auffälligste waren in diesem Chaos die mit Ornamenten und Bibelsprüchen bunt bemalten Kastenwagen, die „Tap – Taps“ (sinngemäß etwa zu übersetzen mit „Poch – Poch“, da sie auf Klopfzeichen oder Zuruf anhalten, um Fahrgäste aufzunehmen), die in halbrecherischer Fahrweise und unter für uns Europäer schwer nachvollziehbaren Sicherheitsumständen unvorstellbar viele Menschen transportierten, und das nicht nur in ihrem Innern, sondern auf Trittbrettern und Stoßstangen, auf hinten angebauten Bänken und sogar auf dem Dach.

Das zunächst exotisch und farbig anmutende Straßenbild veränderte sich allmählich, je weiter wir in die Stadt hineinkamen: die Schlaglöcher wurden häufiger und tiefer, die Gruppen der ausschließlich farbiger Menschen wurden dichter, und die Bürgersteige, wenn man sie denn so nennen will, waren gesäumt von Unmengen zum Teil brennenden Mülls und dicht belegt mit Lebensmitteln und Waren aller Art. Die Straßen waren voll gestopft mit Menschen, die unter den primitivsten technischen und hygienischen Bedingungen auf Feuerstellen aus alten Ölfässern undefinierbares kochten und aus Plastikflaschen Wasser tranken oder dieses zum Kauf anboten. Eine am Straßenrand im Abwasser kauernde dunkle Masse erwies sich beim Vorbeifahren als ein völlig nackter Greis, der sich im durch den Straßendreck rinnenden Abwasser wusch. Auf dem Dach eines kaum als Haus zu bezeichnenden Steinkastens stand in der seltsamen und doch für die meisten haitianischen Mädchen und Frauen eigenartig typischen kyphotischen Körperhaltung ein kleines Mädchen und putzte sich gedankenverloren die Zähne.

Überall trugen Frauen in perfekter Körperbeherrschung riesige Körbe mit Obst und Gemüse, Wasserkanister und alle möglichen anderen Behälter und Lasten und wichen nur um Millimeter den von allen Seiten herandrängenden Fahrzeugen aus. Die Gebäude entlang der Straßen waren meist nur ein-, höchstens dreigeschossig und in desolatem Zustand. Farben schien es nur an den unzähligen Lotterieläden zu geben. Ab und zu waren heruntergekommene oder ausgebrannte Holzhäuser im dem kolonialen Baustil des ausgehenden 19. bzw. beginnenden 20. Jahrhunderts, zu sehen oder neu errichtete Bank- oder Supermarktgebäude, die aber offensichtlich kaum frequentiert wurden.

Nach einem nicht enden wollenden Slalom zwischen Fahrzeugen, Menschen, Schlaglöchern, Schweinen und Tap-Taps, die immer weniger wurden, je weiter man sich von der Innenstadt entfernte, hielt Christian an einem belebten, mit einigen Bäumen und Büschen bestandenen Platz, auf dem sich die noch erkennbare Anlage eines riesigen Wasserbeckens und auch eine weiße Kirche befand, vor einer Natursteinmauer mit einem schmalen Rundbogen. An dem Durchlass stand ein mit einem Maschinengewehr bewaffneter Soldat, der uns freundlich grüßte und passieren ließ. Über dem Bogen las ich den Namen des Hotels „Kinam“, was mir Christian aus dem Kreolischen mit „Für uns“ übersetzte. Ein im kreolischen Gingerbread –

Stile' erbautes, mit Holztürmchen, verschnörkelten Balustraden und einem Swimmingpool ausgestattetes, von Ventilatoren angenehm gekühltes und nach allen Seiten offenes Hotelgebäude sollte für die nächsten Tage mein Zuhause sein. Das Ganze war minzegrün und weiß gestrichen und die Anlage von üppigen Blütenbäumen aufgelockert. Grün – weiß - schwarz gekleidete Kellner boten sogleich ihren Dienst an.

Mein Zimmer lag im 2. Stock direkt über dem Pool und war eigentlich eine ganze Suite, äußerst komfortabel und mit Aircondition ausgestattet, ein krasser Kontrast zu den noch nicht verarbeiteten Eindrücken.

Wir setzten uns auf die Terrasse zum Essen und ließen uns kreolische Lambi, eine Meeresschneckenart, und ein kühles ‚Presidente‘, ein durchaus leckeres Bier, servieren.

Während des Essens erklärte mir Chris die Welt. Es gab nichts, was so war, wie ich es gewohnt war. Von alleinigen Entdeckungsgängen in die Stadt wurde dringend abgeraten.

Wasser, selbst zum Zähneputzen, durfte nur aus geschlossenen Flaschen entnommen werden. Auf das ursprünglich vorgesehene Auto verzichtete ich ganz freiwillig von mir aus. Ich hatte mir keine Straße und keinen Weg merken können, und das sollte sich auch in den nächsten Tagen nur wenig ändern, da wir wegen des unberechenbaren, chaotischen Verkehrs kaum zweimal dieselbe Strecke nehmen konnten und irgendwelche Hinweisschilder völlig fehlten. Straßennamen entdeckte ich vereinzelt, wenn überhaupt, nur mit Mühe und viel Fantasie. Immer stand mitten auf einer wichtigen und belebten Kreuzung ein kaputtes Auto, eine Patrouille oder sonst ein Hindernis. Das Handy, meine einzige Verbindung zu Christian oder zu meinen zukünftigen Bezugspersonen, die ich gleich kennen lernen sollte, ließ sich aus unerfindlichen Gründen durch die haitianische Post nicht aufladen; auch dieser Umstand sollte sich nicht ändern.

Darüber hinaus gab es ein schier unüberwindliches Hindernis: die drei nebeneinander verwendeten Währungen US-Dollar, haitianische Dollar und Gourdes, die eigentliche Landeswährung, deren Verhältnis zueinander zudem ständig wechselt.

Nachdem ich mich etwas ausgeruht hatte, brachen wir auf, um den Kontakt zu dem Montessori-Center aufzunehmen. Wieder eine abenteuerliche Fahrt durch das beschriebene Gewühl. Da das Center im Downtown liegt, ging es nun bergab zurück in Richtung Innenstadt. Nach einer guten halben Stunde kamen wir an.

In der ärmlichen Umgebung einer Anwohnerstraße, der Rue Clermont, fiel sofort ein schlichtes, eingeschossiges Gebäude auf, das sich aber durch eine bunte Bemalung von den Nachbarhäusern unterschied. Sie stellte ein Kind dar, das, flankiert von den roten und den numerischen Stangen, die Montessorimaterialien handhabt. „Centre de Formation Montessori“ stand daneben zu lesen.

Im Inneren des Hauses wurde ich von einer überaus höflichen Kreolin empfangen, die eine warme Freundlichkeit ausstrahlte, Naomi Joseph, der Leiterin der Einrichtung und zuständig für die praktischen Teile der Ausbildung. Sie stellte uns einem jungen, über zwei Meter großen, gut aussehenden Verwandten vor, der sich Godana nannte und der den Theoriebereich innerhalb der Kursarbeit repräsentierte.

Nach einigen Informationen her und hin zu unseren Tätigkeiten und Erfahrungen kamen wir gleich zur Sache und besprachen organisatorische und inhaltliche Einzelheiten der kommenden Prüfungstage. Dabei zeigten sich augenblicklich Probleme, die die elementarsten Grundlagen des gesamten Vorhabens betrafen und erschütterten. So waren zum Teil die Prüfungsfragen erst in einem einzigen Exemplar vorhanden und mussten, was in Haiti nur sehr schwer zu bewerkstelligen ist, bis zum nächsten Tag 64mal kopiert, kuvertiert und versiegelt werden. Christians Drucker war defekt, es war Sonntag, und für Montag um 7.00 Uhr war die Prüfung angesetzt.

Nach einer kurzen und lauten, aber trotzdem erholsamen Nacht und einer halsbrecherischen Fahrt zum Prüfungsort kam ich mit Christian in der Rue Clermont an, wo man gerade erwachte, und – es gibt noch Wunder – alles war zur Stelle, außer den Prüflingen.

Die 45 ausnahmslos weiblichen Prüflinge waren in zwei Gruppen von 23 und 22 eingeteilt, die sich nicht begegnen durften, um Täuschungen oder den Verdacht der Begünstigung einzelner Personen auszuschließen. Nach einer angemessenen Wartezeit waren immerhin 16 Damen anwesend. Festtätlich herausgeputzt und mit Angst und Neugier in den Gesichtern saßen sie an den wohl in aller Welt gleichen Schultischen. Ihre Taschen und Hefte hatten sie in dem winzigen, den Schulungsräumen vorgelagerten Büroraum abgeliefert.

Die beiden Räume hatten jeweils etwa 16 m², waren offen und der Geräuschkulisse und dem Schmutz der benachbarten Baustelle sowie dem Geschrei einer streitbaren Familie im gleichen Neubau ausgesetzt. Ständig brachen unter ohrenbetäubendem Krach Bretter und Steinschutt aus den oberen Stockwerken in den Innenhof herunter und fegten dicke Staubwolken durch die Fensteröffnungen. Außerdem waren Sommerferien. Die gesamte Jugend der Straße schien sich just vor dem Haus versammelt zu haben, um schreiend und lachend ihre Fußballfertigkeiten zu trainieren, was die aufgescheuchten Köter der Umgebung zu lautstarkem Protest reizte. Die rasch auf 35° angestiegene Temperatur wurde im Laufe des Morgens durch zwei große mobile Ventilatoren ein wenig gemildert.

Ich stellte mich vor, überprüfte durch Verlesen der äußerst fantasievollen, durchweg französischen Namen Anwesenheit und Fehlen, gab Platznummern aus, erklärte in knappen und präzisen Sätzen das Vorgehen, vergewisserte mich, dass ich auch verstanden würde und ermutigte die Schülerinnen, von denen ich annahm, dass sie sich gewissenhaft vorbereitet hatten. Dann riss ich mit übertrieben zur Schau getragener Bedeutsamkeit das Couvert auf und verteilte die Themenblätter, nicht ohne an die Ehrlichkeit der Kandidatinnen bei ihrer Arbeit zu appellieren.

Bereitwillig und unverdrossen gingen sie ans Werk. Im Verlauf der nächsten Stunden schrieben sie eifrig und konzentriert an ihren Essais, ohne den leisesten Anlass für irgendwelche Ermahnungen zu geben. Drei Mädchen trafen mit zum Teil einstündiger Verspätung ein. Die letzte kam mit gemächlichen, fast würdevollen Schritten die Straße entlang und war durch nichts in der Welt zu einer schnelleren Gangart zu bewegen. Seelenruhig ließ sie sich einen Platz anweisen und die Themen aushändigen und begann, ebenso ruhig und ohne das geringste Anzeichen von Hast oder Aufregung, mit dem Schreiben. Etwa gleichzeitig stellten sich die Damen der zweiten Gruppe ein. Sie nahmen auf Treppenstufen, Stühlen und Mauervorsprüngen in der Umgebung Platz, holten unverzüglich ihre Skripten hervor und repetierten eifrig und angestrengt konzentriert ihre aufgezeichneten Vorbereitungen.

Nach 2½ Stunden erfolgte reibungslos der Wechsel zur zweiten Gruppe. Die Schülerinnen kamen fast vollzählig, die Fehlenden der ersten Gruppe fanden sich ebenfalls ein und gingen zusammen mit den anderen in eben derselben Weise an ihre Arbeit. Eine Teilnehmerin erschien gar nicht.

Hin und wieder wurde ich gerufen, achtungsvoll mit „Monsieur Ervin“ tituliert, in der Folge aber unverdrossen geduzt, um eine der zum Teil kompliziert formulierten Fragen zu erklären.

Eveline, eine Verwandte von Naomi, stellte hin und wieder ihre Wichtigkeit unter Beweis, indem sie mit bedeutungsschweren Blicken in meine Richtung ohne Worte, dafür aber mit umso deutlicheren Gesten einer Kandidatin einen Platzwechsel verordnete.

Am Mittag unterbrach Chris seine Arbeit, um mich abzuholen und mit mir essen zu gehen. Er führte mich in ein, wie er sagte, landestypisches Lokal, das sich in einem schattigen Hinterhof befand und in dem sich Einheimische in einer langen Schlange vor der Kasse drängelten und schubsten. Man zahlte sein Essen im Voraus und ging dann an einen Tresen, dessen Stahlwannen ständig aus der Küche mit Nachschub versorgt wurden. Nachdem man das Essen in Papptellern bekommen hatte, suchte man sich unter den Bäumen einen der wenigen Plätze auf Holzbänken. Das Gericht, ‚legumes‘, bestand aus unterschiedlichem Gemüse, das mit unglaublich vielen Knochen und wohl auch Knoblauch untereinander gekocht war und

ausgezeichnet schmeckte. Dazu gab es in einem Plastikbecher eine undefinierbare, aber ebenso gut schmeckende Soße aus zerstoßenen Kidney-Bohnen.

Den Nachmittag hatte ich frei, verbrachte ihn im Hotel, bereitete mich weiter auf die kommenden mündlichen Prüfungen vor und pflegte meinen Jetlag, der sich unweigerlich einstellte.

Abends kam noch einmal Chris vorbei und brachte die Themenblätter des zweiten Teils der schriftlichen Klausur, die in Fragebogenform ausgelegt waren. Außerdem übergab er mir die Unterlagen der mündlichen Prüfungen. Ich empfand zunächst eine gewisse Erleichterung, als ich feststellte, dass sich die Aufgaben der einzelnen Fachbereiche zum Teil wiederholten, die Abwechslung dafür aber in der Mischung der Fragebögen bestand. Außerdem waren die Antworten auf die Fragen nach dem Material eingedruckt.

Dagegen musste ich die Ziele, die die Kandidatinnen zu dem jeweiligen Material nannten, selbst eintragen und zu jeder Teilprüfung ein kurzes Protokoll über Ablauf und Qualität des Prüfungsgesprächs anfertigen, selbstverständlich auf Französisch und unter Verwendung der entsprechenden Fachbegriffe. Zum Abschluss war jede Teilprüfung mit einer Note, z.B. 35 von 50 Punkten bzw. 35/50 zu versehen.

Mit äußerst gemischten Gefühlen und nach einer ausgiebigen Abkühlung im Pool ging ich sehr früh – um 19 Uhr war es bereits dunkel – zu Bett.

Der zweite Prüfungstag verlief zunächst genau wie der erste: die schriftliche Prüfung erfolgte in der gewohnten Weise, die Damen behielten ihre Ordnungsnummern vom Vortage, durften aber die Plätze wechseln. Alles wurde von mir genau in einer Skizze festgehalten und protokolliert. Die Umschläge wurden beim Austeilen demonstrativ aufgebrochen und ebenso feierlich zum Schluss wieder versiegelt. Einziger Unterschied zum Vortage:

Ich hatte die Kandidatinnen gebeten, mir beim Wechsel der beiden Gruppen mit ihren Ausbildern, zu denen sich Jean-Edouard Prince von dem Ausbildungszentrum Rue Oswald Durand gesellt hatte, zu einem Erinnerungsfoto zur Verfügung zu stehen. Dafür hatten sie sich nun noch ein wenig feiner hergerichtet und stellten sich auf der Treppe vor dem Haus stolz in Positur.

Naomis Befürchtungen, die Schülerinnen würden diese kurze Pause zu Täuschungsmanövern nutzen, konnte ich beschwichtigen und wurde durch das korrekte Verhalten der jungen Frauen in meiner Auffassung bestätigt.

Pünktlich um 12 Uhr war die theoretische Prüfung zu Ende gegangen. Nun also waren fast zwei Stunden Mittagspause angesetzt.

Chris hatte mir in einem Beutel ein Toastbrot, ein Riesenglas Mangokonfitüre, einen Liter Trinkwasser und einen Tetrapack Passionsfruchtsaft eingepackt. Er hatte auch an Servietten und Plastikbesteck gedacht. Naomi hatte alles in einem Kübel mit Eis gekühlt und brachte mir jetzt mein Essen. Nach einer kurzen Stärkung fragten mich die beiden jungen Männer, was ich in der restlichen Zeit zu tun gedächte. Ich gab an, ein wenig in die Stadt gehen zu wollen, um mich umzusehen. Diese Idee wurde mit ausgelassenem Gelächter der beiden quittiert. Ich fragte nach dem Grund ihrer Heiterkeit. Ich sollte nur gehen, ich würde dann schon selbst merken, warum sie lachten. Unbeirrt schickte ich mich an aufzubrechen. Nach kurzer Beratung der beiden untereinander erbot sich Godana, mich zum Champs de Mars, dem Hauptplatz der Stadt, und dem Präsidentenpalast zu begleiten.

Unterwegs wurden mir gleich mehrere Gründe für die Reaktion der beiden klar: zum einen war es für Weiße ziemlich gewagt, sich allein in das Getümmel auf den Straßen zu begeben. Sofort wurde man, trotz der augenscheinlich einheimischen Begleitung, von allen möglichen Leuten und mit den unterschiedlichsten Absichten angesprochen und angebettelt. Beruhigend wirkte sich auf mich die nebenbei eingeworfene Bemerkung Godanas aus, er sei eigentlich von Beruf Polizist im staatlichen Dienst gewesen. Die politische Entwicklung habe ihn aber bewegt, diese Tätigkeit aufzugeben und etwas Sinnvolles zu tun. Zweitens lag das Ziel nicht

gerade um die nächste Ecke, und drittens war die Mittagshitze gnadenlos und unerträglich. Nach fast einer Stunde kam ich, sicher begleitet, aber schweißtriefend und völlig erschöpft wieder am Montessori-Center an.

Im Hinblick auf die bevorstehende Strapaze der mündlichen Prüfung am Nachmittag musste ein trockenes Hemd her. Godana bot mir eines von sich an, das aber nicht passte, da er wesentlich schlanker ist als ich. Also bekam ich eine Waschschüssel und ein Handtuch, musste mein Hemd ausziehen, das sofort über einen der Ventilatoren zum Trocknen gehängt wurde und saß um 14 Uhr trocken und frisch gewaschen bereit, die erste Kandidatin zur mündlichen Prüfung zu empfangen.

Sie trat ein, setzte sich erwartungsvoll mir gegenüber, und ich verlas die erste Frage:

„Sie haben ein neues Kind in ihrer Klasse, das weder still sitzen, noch sich konzentrieren kann. Mit welcher Übung können Sie diesem Kind helfen, sowohl seinen Bewegungsdrang zu befriedigen, als auch seine Konzentrationsfähigkeit zu entwickeln?“

Die Antwort kam prompt: „Das Fegen.“ Es folgte die Aufforderung an die Kandidatin: „Bitte, geben Sie eine Einführung.“ In der von uns gewohnten Weise einer Diplomprüfung zeigte die Schülerin eine perfekte Einführungssituation, sprach im Flüsterton mit dem imaginären Kind, räumte mit diesem gewissenhaft die Utensilien an ihren Platz, bedankte sich formvollendet und kam an ihren Platz zurück, um die Fragen zu den Zielen, den angesprochenen Sinnen und den Auswirkungen der Übung auf das Kind zu beantworten. Mitunter, wenn ich zu schnell oder nicht deutlich genug sprach oder Ausdrücke gebrauchte, die ihr fremd waren, fragte sie nach oder runzelte einfach die Stirn, gab dann meist wörtlich auswendig gelernte Passagen zu dem betreffenden Fragenkomplex zur Antwort, erfasste aber durchaus voll und ganz den Sachverhalt und lehnte sich entspannt und fröhlich lächelnd ob ihrer guten Reaktion zurück, um die Frage der nächsten Kategorie entgegenzunehmen:

„In wie vielen und welchen Dimensionen unterscheiden sich die Elemente des dritten Blocks der Einsatzzylinder? Nennen Sie die wichtigsten Ziele und geben Sie eine Einführung.“

In ebenso erfolgreicher Weise erledigte sie auch diese Aufgabe mit Bravour.

Sprache: „Welche ist die zweite Übung im Leselernprozess einer Montessorieinrichtung? Geben Sie eine Einführung und nennen Sie das vorrangige Ziel.“

Ohne Zögern kam entsprechend dem Materialbuch die Antwort: „Die Sandpapierbuchstaben.“ Als Ziel nannte die Schülerin das Erfassen von Laut und Zeichen mit dem akustischen, dem optischen und dem taktilen Sinn und das Erlernen des Symbols für einen Laut in Schreibrichtung.

Meine Anspannung ließ spürbar nach angesichts solch reibungsloser Kommunikation und solider Ergebnisse. Auch die selbstverständliche Art der jungen Kandidatin, mir ruhig bis zu Ende zuzuhören, kurz zu überlegen und das sicher Gelernte, wenn auch etwas stereotyp, so doch ziemlich souverän abzurufen und dann eine präzise und gewissenhafte Einführung nach der anderen zu absolvieren, ließen meine ärgsten Befürchtungen schwinden.

Der letzte Teil der Prüfung, der Mathematikbereich, erforderte eine Drei-Stufen-Lektion zu den blau-roten Stangen in Verbindung mit den Ziffernbrettchen, die mir vorkam, als werde sie mir in Berlin, Heiligenhaus oder sonst wo bei uns präsentiert. Das nachfolgende Gespräch zu den Zielen und der Einbettung der Einführung in die Reihe von vorhergehendem und folgendem Material war nur noch Formsache. Die Kandidatin verließ den Raum strahlend und mit vier Bestresultaten: 50/50. Ein Blick auf die Uhr: 33 Minuten! Straffung des Ablaufes war angesagt. Aber das Eis war gebrochen, die Sache lief gut!

Nach vier Kolloquien, die sich natürlich nicht alle in dieser Perfektion abwickelten, aber keine größeren Angst- oder Verständigungsprobleme mit sich brachten, war das heutige Pensum zur Zufriedenheit aller Beteiligten geschafft.

Glücklich und hoch zufrieden erzählte ich auf dem Heimweg Christian meine Erfahrungen, der sie noch am gleichen Abend seiner Frau nach Washington weitergab.

Nach dem Abendessen ging ich ein wenig vor das Hotel, um das Treiben auf der Place Saint Pierre und in den umliegenden Straßen, die ich als relativ sicher empfand, auf mich wirken zu lassen und um Eindrücke zu sammeln.

Die Ankunft und Abfahrt der Menschen und ihrer Lasten in den zahllosen Tap-Taps faszinierte mich immer wieder neu. In einer Seitenstraße, die durch ihren ansteigenden Verlauf einen Windkanal bildete, amüsierte sich ein kleiner Junge, indem er eine an einer Schnur befestigte schwarze Plastiktüte als Drachen steigen ließ.

Schon nach wenigen Schritten wurde ich angesprochen: „Vous êtes Suisse? - Non. - Canadien? - Non. - Français? - Non plus. - Belge? - Non. - Mais vous parlez français! – Bon. Vous aussi.“ Ich stellte mich bewusst zäh an, da ich aufgrund des etwas schrill aufgemachten Outfits meines Gegenübers, - großkarierte Jacke, rotes Hemd mit einem Pailletten-Weihnachtsbaum auf der Brust, straff nach hinten gekämmten dünnen Zöpfen und dunkler Sonnenbrille-, und der allseitigen Warnungen nicht unbedingt auf seine Gesellschaft erpicht war. Ob ich auch noch andere Sprachen spräche? – Englisch. – I speak English, too. And Italian, Spanish and German. - Nun plagte mich doch die Neugier. Auf Englisch fragte ich, woher er denn seine Deutschkenntnisse habe. Seine Schwester lebe in Berlin und habe ihm den Flug geschenkt. Zwei Monate habe er dort verbracht und deutsch sprechen gelernt. Nun lüftete ich doch mein Geheimnis, und er überraschte mich mit einem ausgezeichneten Deutsch mit deutlichem Berliner Zungenschlag. Wir setzten unsere Unterhaltung wechselweise in drei Sprachen fort, je nachdem, was wir mitzuteilen hatten oder wo uns die entsprechende Vokabel in einer jeweils anderen Sprache schneller einfiel.

Er hieß Frantz!

Er sei Maler und sichere sich seinen Lebensunterhalt durch Ansprechen von Amerikanern und anderen Ausländern, die ihm hin und wieder einige Bilder abkauften. Er bot mir allerdings nichts an! Dagegen schilderte er mir auf meine Nachfrage hin die politische Situation aus seiner Sicht, seine Lebensumstände und die Situation seiner Familie, das alles in einer leidenschaftslosen und offenen Art, die entwaffnend wirkte.

Was ich in Haiti als Weißer machte, wollte er wissen. Nachdem ich ihm meinen Auftrag geschildert hatte, bestätigte er mir lebhaft, dass seiner Meinung nach die einzig mögliche Chance für Veränderungen der skandalösen Situation seines Volkes der von uns gewählte Ansatzpunkt sei, nämlich die Erziehung im frühen Kindesalter. Leute seines Schlages mit seinen, von ihm selbstbewusst völlig richtig und realistisch eingeschätzten Fähigkeiten dürften nicht, wie er, in einer aussichtslosen Arbeitslosigkeit vegetieren. Die unermesslichen menschlichen und auch natürlichen Ressourcen seines Landes müssten endlich wieder sinnvoll genutzt werden. Das allerdings sei aus eigener Kraft nicht zu realisieren. Zu viele allzu durchsichtige kommerzielle und politische Interessen wüssten jede Chance immer wieder zu hintertreiben. Auch der letzte, der Macht enthobene Präsident Aristide, der alles gehabt habe, um das Vertrauen des einfachen Volkes zu genießen und nutzbar zu machen, sei letzten Endes diesen Interessen erlegen, obwohl er einen durchaus hoffnungsvollen Ansatz zu Reformen geleistet hätte.

Die Rolle der Amerikaner kommentierte er äußerst kritisch und skeptisch.

Das über einstündige Gespräch endete in fatalistischer Hoffnungslosigkeit und mit dem Wunsch, sich irgendwann wieder zu treffen. Ich trug ihm Grüße an Frau und Kinder auf, mit denen er, wie er sagte, etwa 20 km von der Stadt entfernt in einem Vorort lebte, und bat ihn, seinen Kindern in meinem Namen eine Freude zu machen. Er bedankte sich überschwänglich und legte größten Wert auf die Feststellung, dass er mich nicht angebettelt habe. Mit einem gespielten Beleidigtsein zerstreute ich seine Bedenken.

Als Chris mich am nächsten Morgen um 5.30 Uhr vom Hotel abholte, hatten wir ein weiteres Gespräch, das den Faden des gestrigen aufnahm. Von meiner Begegnung sagte ich vorsichtshalber nichts, um nicht seinen Unmut wegen meines vielleicht unvernünftigen

Ausflugs nach Einbruch der Dunkelheit zu erregen. Erst viel später, an einem anderen Tage berichtete er mir in einem anderen Zusammenhang von der Zufallsbekanntschaft mit einem jungen Mann, der ihn in für Weiße normalerweise unzugängliche Stadtteile und sogar zu Woodoo – Zeremonien mitgenommen habe, eine sympathische und intelligente Erscheinung mit zahlreichen Begabungen und einer unglaublichen Fähigkeit, mit Leichtigkeit fremde Sprachen zu erlernen. Er trage einen witzigen Namen: Frantz.

Traurig stimmte mich die anschließende Mitteilung, zum Schluss seiner Begegnung habe ihm Frantz ein Mädchen zuführen wollen, das vom Alter her leicht seine Tochter hätte sein können.

Zur Mittagspause überraschten mich Naomi und Eveline, nachdem die Prüfungsräume schon seit geraumer Zeit von äußerst appetitanregenden Düften durchzogen worden waren, mit drei auf unterschiedliche Arten zubereiteten Doraden, delikate in einer kreolischen Sauce serviert und begleitet von Plantanen, nach Kartoffeln schmeckenden festen Bananen. Mit kindlicher Freude verfolgten sie meine mit großem Appetit genossene Mahlzeit.

Am Abend holte Chris mich stark verspätet ab, völlig erschöpft von seiner eigentlichen Tätigkeit mit Konferenzen und sonstigen aufreibenden Aktivitäten. Es war schon dunkel, und an den Straßenrändern saßen dieselben Menschen wie immer inmitten von Unrat, Lebensmitteln und Ersatzteilen aller denkbaren Geräte, jetzt aber angeleuchtet von Ölfunzeln in Plastikeimern, die die ansonsten ärmliche Atmosphäre mit seltsam interessantem Licht verzauberten. Zwischen den am Boden kauern Menschen bewegten sich ausgemergelte Hunde und schwarz gefleckte Schweine mit ihren Ferkeln und daneben – seltsamster aller Kontraste – ausgefertigt auf die anmutigste Weise zurechtgemachte junge Mädchen von exotischer Schönheit.

Vor den wenigen Radiogeschäften und Tankstellen standen in dichten Trauben Männer jeden Alters und verfolgten gebannt ein südamerikanisches Fußballereignis.

Zum Abschalten genehmigten wir uns an der Bar noch ein Bier. Um uns herum saßen, speisten und plauderten die schon bekannten Mitbewohner: Mitglieder der Haitianischen Gendarmerie Nationale, UN-Blauhelme aus Brasilien, junge Kerle Anfang zwanzig, ein französisches Ehepaar, das offenbar zwei kleine Haitianerinnen adoptieren wollte, die sie mit geringem Erfolg an feine Tischmanieren zu gewöhnen versuchten, reiche Haitianer, die nur zum Essen hierher kamen, einige junge kanadische Mediziner, wohl Ärzte ohne Grenzen, zwei amerikanische Matronen, die mit viel geschäftigem Gebaren und, den aus eigenen Tagungsvorbereitungen hinlänglich bekannten Medien- und Moderationskoffer ausgiebig nutzend, irgendein religiöses humanitäres Programm vorbereiteten, indem sie bunte Impulszettel mit Parolen füllten, die den Sprüchen auf den Tap-Taps fatal ähnlich waren, Geschäftsleute, die in offensichtlich wichtige Gespräche vertieft waren

Zu uns gesellte sich ein Schwarzamerikaner, der sich als ausgewanderter Haitianer zu erkennen gab und als Jean vorstellte. Die Unterhaltung verlief wie alle bisherigen: Fragen nach dem Woher und Wohin, Nationalität, Sinn und Zweck unserer Anwesenheit, Politik usw.

Das Gemeinsame aller dieser Gespräche war das Phänomen, wie schnell man immer wieder zu wesentlichen Fragen der Situation des Landes kam und zu den vielseitigen Bemühungen von außen, Veränderungen herbeizuführen. Wieder erklärten wir unsere Tätigkeit und erteten lebhaftige Zustimmung für den auch nach Jeans Meinung einzig richtigen Ansatz der Peter-Hesse-Stiftung bei der Erziehung der Kinder als den Trägern der Zukunft, um eine langfristige Bewusstseinsveränderung der Bevölkerung Haitis zu erreichen.

An diesem Abend formulierte Christian Barrett einen Satz, den ich seither nicht mehr aus dem Sinn bekomme und der in den weiteren Tagen meine Einstellung zu Peter Hesses und Carols

Leistung, aber auch zu der Bewertung der Prüfungen, die ich abzuhalten hatte, noch um einiges veränderte:

„Es kann und darf nicht sein, dass für Haiti gut genug ist, was anderswo nichts mehr taugt.“

Mit diesem Grundgedanken verabschiedeten wir uns, nachdem wir unsere e-mail-Adressen ausgetauscht hatten.

Der nächste Tag, Donnerstag, der 8. Juli, verlief erfolgreich und ohne besondere Vorkommnisse und wieder mit einem dichten Programm von 5.30 Uhr bis 19 Uhr. Kaum ein Prüfungsteil endete mit dem Resultat von 0/50 Punkten. Eingedenk des gestern gehörten Christianschen Prinzips musste aber eben auch eine solche Bewertung leider ausgesprochen werden. Guter Wille allein war noch keine Garantie für Erfolg.

Ein schönes Beispiel haitianischer Kreativität, wie sie nur der Mangel an finanziellen Mitteln hervorzubringen vermag, bot sich mir bei der Frage des Sinnesmaterials „Geografische Grundbegriffe“, als die Kandidatin drei blau angestrichene Halbkugeln aus dem Regal nahm, in denen mit Knetmasse Landschaftsformen dargestellt waren, die nach altbekannter Weise mit Wasser aufgefüllt wurden. Während ich noch über die seltsame Form der Gefäße grübelte, erkannte ich bei genauem Hinsehen, dass die Behälter aus halbierten Kalebassen hergestellt waren.

Eine Entdeckung anderer Art war die Erörterung der Ziele des Gehens auf der Linie. In einem Land, in dem schon kleinste Kinder mit äußerster Geschicklichkeit und perfekter Körperbeherrschung große Lasten auf dem Kopf transportieren, erschien mir diese Übung nachgerade paradox.

Das bei der Übung des Faltens von Stoffen benutzte farbenprächtige karibische Kleidchen gehörte schon zu den Selbstverständlichkeiten, ebenso wie der zum Fegen verwendete Strohbesen und die als Unterlage für alle Übungen mit Akribie und unendlicher Langsamkeit ausgelegten Reisstrohmatte.

Wie fremd sich mein Einsatzort und mein eigener Lebensraum sein müssen, wurde mir durch den Irrtum einer Schülerin deutlich, die mir bei der Einführung der Namen der Kontinente stolz das große gelbe Puzzleteil ‚Asien‘ präsentierte und dazu völlig überzeugt sagte: „Europa!“

Meine vorsichtige Korrektur, Europa sei doch das ganz kleine Rote, nahm sie mir, glaube ich, nicht ganz ab!

Das heutige Mittagessen kaufte ich, alle Warnungen in den Wind schlagend, einem Straßenhändler ab. Bei meiner Suche nach Informationen während der Vorbereitung der Reise war ich auf die für Ausländer zu beherzigende Formel gestoßen: ‚Boil it, cook it, peel it - or forget it!‘ (Brüh’ es, koch’ es, schäl’ es - oder vergiss es!). Naomi und Godana drängten mich aber so sehr, eine Kostprobe dieser kreolischen Spezialität zu probieren, dass ich sie nicht verletzen wollte. Meine Reiseapotheke war für eventuelle Zwischenfälle auch in dieser Hinsicht gut bestückt, also willigte ich, vielleicht etwas leichtsinnig, ein. Ich nahm also einen Löffel voll von dem in Alufolie gefüllten schwarzen Mus, das überraschend gut schmeckte und aus rot-braunen Bohnen, Plantanen und anderen Zutaten gemischt war. Es sättigte ungemein, so dass ich Mühe hatte, unter ihren gespannten Blicken alles aufzuessen. Die Episode blieb gottlob ohne Folgen.

Auf dem Weg zum Hotel teilte mir Christian mit vorsichtigem Optimismus mit, Carol habe ein Flugticket gekauft und versuche mit einer List, in den nächsten Tagen nach Haiti einzureisen. Diese Mitteilung erfüllte mich mit Begeisterung, da ich nicht geglaubt hatte, jemals die Initiatorin dieser für die Kinder Haitis so überaus wichtigen, langjährigen und fruchtbaren Arbeit persönlich kennen zu lernen.

Der Freitag, der 9. Juli, sollte der turbulenteste Tag dieser außergewöhnlichen Woche werden.

Bis Mittag waren die letzten Prüfungen für Port au Prince vorgesehen. Um 14.30 Uhr sollte ich vom kleineren, dem nationalen Flugplatz nach dem ca. 150 – 200 km entfernt im Norden Haitis liegenden Cap-Haïtien fliegen, wo mich Père Noë, der anglikanische Leiter einer dortigen Schule, der das Montessori – Ausbildungszentrum mit einer Vorschule und der Werkstatt zur Herstellung von Materialien angegliedert war, vom Flughafen abholen sollte.

Godanas Cousin Robert fuhr mich auf Umwegen durch die hoffnungslos verstopfte, von der Sonne aufgeheizte Stadt zum Flugplatz, nachdem ich mich in der Rue Clermont schweren Herzens, aber voller Genugtuung und dankbarer Gefühle von Naomi und Jean-Edouard verabschiedet hatte. Die beiden jungen Männer leisteten mir bis zum stark verspäteten Abflug Gesellschaft. Ich hatte keine Ahnung, dass wir uns noch wieder sehen würden und nahm auch von ihnen tief bewegt Abschied.

Mit Spannung und Neugier wartete ich auf den Abflug und grübelte über das von mehreren Seiten wiederholte Versprechen: „Du wirst sehen, in Cap-Haïtien ist alles anders.“

Die Maschine, ein bunter 15-sitziger Kleinstflieger, wurde auf dem Flugfeld betankt: ein Flughafenarbeiter saß rittlings über dem Cockpit und hielt den Tankstutzen eines Treibstoffschlauches in die Tanköffnung. Das Gepäck wurde verladen, indem es in alle möglichen Öffnungen hineingestopft wurde; die gesamte Abfertigung erinnerte mich an den Aufbruch einer Klasse ins Schullandheim und zog sich endlos in die Länge. Doch schließlich stiegen die wenigen Passagiere ein, nachdem zur Abmilderung der Ofenhitze jeder Fluggast eine Flasche Wasser in die Hand gedrückt bekommen hatte.

Der Flug über das ganze Land von Süd nach Nord war atemberaubend schön, wenn auch etwas holprig, und die Sicht durch Wolken und Dunst leider beeinträchtigt. Nach einer halben Stunde tauchte das Meer am dunstigen Horizont auf. Der Check - out war ebenso abenteuerlich wie der Start, wurde jedoch noch durch die Tatsache überboten, dass das Flughafengebäude aus einem etwas zu groß geratenen Wellblech- und Holzschuppen bestand. Er befand sich einerseits am Ende einer einfachen Betonpiste, die gesäumt war von auf Decken und Matten sitzenden Menschen und friedlich grasendem Vieh, andererseits am Anfang einer Ansammlung von Schlaglöchern, die die Bezeichnung „Straße“ nicht verdiente und offensichtlich die Hauptverbindung zur Stadt sicherstellte.

Auch hier lagen die Taxifahrer auf der Lauer. Sie versuchten, mir meinen Koffer abzunehmen und mich zum Einsteigen in ihre zweifelhaften, wenig vertrauenswürdigen Autos zu bewegen. Einer, ein sehr alter, war besonders hartnäckig. Auf meine stereotyp wiederholte Beteuerung, ich würde abgeholt, fragte er immer wieder: „Sind sie auch ganz sicher?“

Nach etwa einer halben Stunde ahnte ich: er wusste mehr! Er musste etwas mitbekommen haben, was ich nicht wusste. Vielleicht hatte mich ja zunächst jemand erwartet, war dann aber wegen der Verspätung wieder weggefahren.

Erst allmählich begriff ich, dass ich wohl auf mich selbst gestellt war.

Der Alte war schließlich schimpfend und mürrisch abgefahren.

Leichte Nervosität kam auf. Die Hilfsbereitschaftsattacken der Taxifahrer kamen in Wellen.

Ein Blick auf die Uhr zeigte, dass die erste Prüfung bereits in einer halben Stunde beginnen sollte. Den Hotelnamen oder die Schuladresse kannte ich nicht. Ich hatte aber zwei Telefonnummern: die von Heliana und von Claudia Buenger, einer deutschen Mitarbeiterin der Welthungerhilfe. Das Telefon, von einer freundlichen Farbigen an einem einfachen Küchentisch mitten im lauten Gewühl der Ankunft- und Abflughalle des Flughafenschuppens bedient, schaffte zunächst keine Lösung: Helianas Nummer war falsch. Die Verbindung zu Claudia Buenger dagegen klappte. Sie ermutigte mich, ein Taxi zu nehmen und in die Stadt zu fahren. Das Hotel ‚Le Roy Christophe‘ befindet sich in unmittelbarer Nähe der Schule, eine sicherlich eindeutige Aussage für Ortskundige, nicht jedoch für mich.

Einerseits etwas informierter, andererseits einigermaßen verunsichert ging ich wieder auf den Vorplatz.

Eine Gruppe von etwa zehn Taxifahrern, die meine Ankunft genau verfolgt hatte und völlig richtig einschätzte, in welcher Zwickmühle ich steckte, stürzte sich nun auf mich und begann,

schamlos meine Situation ausnutzend, ein wüstes Verhandlungsspiel. Einer von ihnen bot mir schließlich an, mich gegen die Zahlung von 20 \$ so lange zu fahren, bis ich mein Ziel erreicht hätte. Ich hielt ihm entgegen, ich hätte nicht die Absicht, sein Auto zu kaufen, was die Bande mit ausgelassener Heiterkeit zur Kenntnis nahm. Nun versuchte ich herauszufinden, wie weit die Entfernung zur Stadt sei, erhielt aber keine brauchbare Antwort. So schlug ich 5 \$ vor. Was der Preis denn mit der Entfernung zu tun habe, wollte man wissen. Ich beteuerte, mein Geld auch nicht geschenkt zu bekommen und willigte nach zähem Wortgefecht bei 10 \$ ein. Ein kaum mehr fahrtüchtiger, riesiger Rostkarren nahm mich und mein Gepäck auf und setzte sich rumpelnd und gefährlich knirschend in Richtung auf die Stadt zu in Bewegung. Als Gegenleistung musste ich während der ganzen Fahrt die Tür in ihren Angeln halten.

Es war in Cap-Haïtien wirklich alles anders:

Eine große, sehr belebte Straße, die bald einen riesigen, von Menschen, Autos, Bussen, Motorrädern und sogar Fahrrädern wimmelnden Marktplatz querte, führte an verwahrlosten, aber dennoch irgendwie ansprechenden ein- bis zweigeschossigen Häusern mit flachen Dächern vorbei in die recht überschaubare Stadt. Viele der Gebäude waren im oberen Stockwerk mit hölzernen Erkern und gedrechselten Geländern verziert und zeugten von einer früheren, reicheren Vergangenheit. Manche waren ausgebrannt und verlassen, einige wiesen Reste eines ehemals farbigen Anstriches auf. Zum Zentrum hin gab es immer wieder Villen, die wohl aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert stammten, auch diese überwiegend im Verfall, aber dennoch auf eine besondere Weise interessant und anziehend. Dann war in einer Seitenstraße der Blick auf das Meer frei.

Vor dem luxuriösen Hotel aus napoleonischer Zeit, das von riesigen Kokospalmen, großblättrigen Mandelbäumen und anderen Exoten umstanden war, lief der Hauptweg an einer nostalgischen Kalesche vorbei und auf eine karibische Traumkulisse zu. Die nach allen Seiten offene Rezeption wurde von einer jungen Dame betreut, die die Frage nach der Schule oder einem Montessorizentrum mit völliger Ahnungslosigkeit quittierte. Ein für meinen Koffer herbeigerufener Boy war da schon hilfreicher. Letzte Klarheit brachte aber erst ein erneuter Anruf bei Claudia Buenger. Also beförderte mich mein tüchtiger Taxifahrer wie versprochen zu der Schule, die wirklich nur einen Steinwurf vom Hotel entfernt an der Strandpromenade lag.

Die École Saint-Ésprit war ein lagerartig angelegter, lang gestreckter, kahl-weißer Bau ohne Fenster, dafür aber mit zwischen versetzten Ziegelsteinen ausgesparten Maueröffnungen, durch die vom Meer her ein starker Wind pfiff. Im Vorraum saßen erwartungsvoll die ersten sechs Prüflinge, die mich trotz der Verspätung mit fröhlichem Lachen, sichtlicher Freude und Erleichterung und ohne Scheu begrüßten. Heliana, die dortige Leiterin, oder irgendeine zuständige Person waren nicht zu sehen. Nachdem der Taxifahrer sich überzeugt hatte, dass ich an der richtigen Adresse angekommen war, erwies er sich auch weiterhin noch als hilfreich, indem er ein hutzeliges altes Männchen, das offenbar die Schlüsselgewalt über das Gebäude innehatte, zum Öffnen der Räumlichkeiten bewegte. Erst danach verabschiedete er sich wie ein alter Freund und fuhr davon.

Ich stellte mein Gepäck ab und begann unverzüglich mit der ersten Prüfung. Die Kandidatin bewies sofort wieder eine sehr hohe Ausbildungsqualität, das Gespräch verlief ausgesprochen entspannt und ohne die geringsten Verständigungsprobleme.

So konnte ich mich etwas umschaun und nebenher die seltsame Atmosphäre auskosten:

Durch die Mauerlöcher brauste vom Meer her der Sturm, auf der Landseite des Hauses rauschten die Palmwedel und klatschten gegen die Wände, in den Bäumen kreischten und pfliffen Papageien in den Abendhimmel. In der benachbarten Schmiedewerkstatt wurde gehämmert und gesungen. Im Hof spielten Jugendliche Fußball. Neben mir stand mein Koffer, und vor mir saß eine junge Kreolin, die mir auf Französisch das bewegliche Alphabet erklärte.

Ich werde in Zukunft wohl kaum mehr ein Prüfungsgespräch führen können, ohne mich an diese irrationale Situation zu erinnern.

Die Prüfung der zweiten Kandidatin war bereits in vollem Gange, als Heliana Charles, die Ausbildungsleiterin, ankam. In einem vorbereitenden Telefonat zur Organisation dieses Prüfungsteils hatte ich ihre etwas leise und durch die schlechte Leitungsqualität entstellte Stimme bereits gehört und hatte, nicht zuletzt aber auch wegen des christlichen Namens der Schule, eine Vorstellung von einer kleinen, ältlichen Frau, vielleicht sogar in grau-blauer Ordenstracht. Umso überraschter war ich, mich einer überaus aparten und äußerst eleganten Erscheinung gegenüber zu sehen, in deren Begleitung sich ein ebenso gepflegter junger Mann mit klugen Augen, exzellenten Umgangsformen und geschliffener Sprache befand, Robinson, ein Nachwuchspädagoge, der höflich bat, bei den Prüfungen anwesend sein zu dürfen, um Erfahrungen zu sammeln.

Sie waren tatsächlich, wie ich vermutet hatte, wegen der Verspätung des Flugzeuges heimgefahren, später dann wieder zum Flugplatz gestartet und machten sich unnötig Sorgen über meinen Verbleib. Nachdem sie festgestellt hatten, dass alles auf dem besten Wege war und wir schon mitten in der Prüfung steckten, setzten sie sich zu uns und verfolgten gespannt das Geschehen.

An diesem Abend endete die letzte Prüfung um 21 Uhr.

Der Tag hatte um 6 Uhr mit der ersten Prüfung in der Rue Clermont begonnen und war auch ansonsten nicht gerade arm an ungewöhnlichen Erlebnissen und Eindrücken gewesen. Ich beschloss ihn mit einem ausführlichen und außergewöhnlich schönen Schwimmerlebnis unter dem mit Sternen übersäten Südseehimmel und geheimnisvollen, hohen und dunklen Bäumen, von denen der Wind in Abständen faustgroße Mandelfrüchte ins Wasser schüttelte. Eine riesengroße Fledermaus schnappte sich dicht neben meinem Kopf ein Nachtinsekt über der Wasserfläche und glitt lautlos ins Dunkle davon.

Ein ungewöhnlich freundlicher Koch versorgte mich ausnahmsweise trotz der später Stunde mit Essbarem: karibische Crevetten mit exotischem Gemüse und wieder jener herrlich schmeckenden kreolischen Sauce.

Die Nacht in dem historischen Schlafzimmer war nur sehr kurz und aufgrund meiner völligen Erschöpfung traumlos, aber erholsam. Die erste Kandidatin sollte bereits um 6.00 Uhr zur Prüfung erscheinen. Ein Frühstück zu so früher Stunde war nicht zu erwarten. Ich nutzte die Gelegenheit, in der noch wenig belebten Stadt einige Fotos zu machen.

Das Meer erschien im silbernen Morgenlicht besonders schön. Boote mit seltsamen Segeln brachten Fischer zu ihrer Arbeit hinaus. Auf der Hauptstraße, deren wahren Zustand die morgendliche Stimmung und die noch tief stehende Sonne fast vergessen ließen, bewegten sich joggende Frühaufsteher in sportlichem Dress. In den Seitenstraßen eines weitläufigen Platzes scharrrten im Müll einige Hühner und ein Hahn.

Vorbei an einem ausgebrannten, blau-weiß gestrichenen ehemaligen Herrenhaus mit einer üppigen Säulenbalustrade kam ich an der Schule an, auf deren Hof schon zwei in ihren Werkbüchern lesende Schülerinnen mit selbst gefertigten Materialien auf mich warteten.

Dieses Mal erwartete mich allerdings ein etwas zäher Einstieg. Die junge Frau schien gar keine meiner Fragen zu verstehen. Erst als Heliana sich einschaltete und ihr Wort für Wort die Aufgabenstellung auf Kreolisch wiederholte, zeigte sich, dass sie auf Zeit spielte und ihr Problem, eine mangelhafte Vorbereitung, raffiniert an mich weiterreichte. Als sie merkte, dass man ihr auf die Schliche gekommen war, fragte sie mich allen Ernstes mit gewinnendem Lächeln, ob ich nicht für sie antworten könnte. Trotz aller Rührung über so viel Naivität und Gottvertrauen konnte ich nicht umhin, eine 0/50 zu vermerken.

Gott sei Dank verliefen die restlichen Prüfungen des Vormittags reibungslos und mit guten Resultaten. So blieb uns noch ein wenig Zeit, in der Pause das versäumte Frühstück im Hotel

nachzuholen, ein typisch karibisches Obstfrühstück. Im Verlauf der weiteren Prüfungen versorgte mich Heliana immer wieder mit frisch aufgeschnittenen Ananasscheiben, die sich durch ein bisher nie gekanntes Aroma auszeichneten.

Während einem der letzten Prüfungsgespräche stand plötzlich Claudia Buenger mit ihrer kleinen Tochter im Raum. Sie brachte die versiegelten Umschläge mit den schriftlichen Klausuren der Gruppe Cap Haitiën, die sie freundlicherweise organisiert und beaufsichtigt hatte. Wir bedauerten, keine Zeit für ein näheres Kennenlernen zu haben.

Die Mittagspause nutzte ich mit Heliana zu einem Spaziergang entlang der Uferpromenade. In unmittelbarer Nachbarschaft der Schule gingen rechtwinklig zur Straße Einfahrten zu Villen und ehemaligen Landhäusern in verblichener Eleganz ab. Wie ansprechend könnte diese Prachtstraße sein, wenn etwas Geld und guter Wille bei den Verantwortlichen vorhanden wären. So aber klafften metertiefe Kanalschächte im betongegossenen Bürgersteig, da die Abdeckplatten fehlten, und ließen den Blick auf das durch die defekten Leitungen gurgelnde Abwasser frei. Der landseitige Straßenrand war gesäumt von Kokospalmen mit Früchten und umgekippten und zerborstenen Steinbänken. In der weitläufigen Bucht, die in Sichtweite von schmutzigen und zum Teil leeren Hafengebäuden umstanden wurde, lag ein rostiger Schiffsrumpf. Der gesamte Strandstreifen, anderswo normalerweise als Luxusstrand genutzt, bestand aus angeschwemmtem oder hingeworfenem Unrat und bot ein eher abstoßendes Bild, als dass er zum Baden animierte. Kaum vorstellbar, dass nur einige Kilometer von hier entfernt in der Dominikanischen Republik zur selben Zeit zahlungskräftige Landsleute gegen harte Devisen ihre Träume vom Tauchurlaub in der Karibik auslebten.

Das viel versprechende Mittagessen in einer unerwartet luxuriösen Gaststätte mussten wir leider abrechnen und das vorzügliche Essen in Plastikschaalen einpacken lassen, da es unmöglich ist, einen Haitianer zur Eile zu drängen, und unserem Argument, wir müssten wieder an die Arbeit, nur blankes Unverständnis und trauriges Bedauern entgegengebracht wurde. Die leider erkaltete feine Crêpe mit Meeresfrüchten habe ich später auf dem Flugplatz von meinen Knien aus mit Plastikbesteck gegessen.

So gingen wir zunächst zur Schule zurück, beschlossen die Prüfung mit den drei letzten Kandidatinnen, die zum Schluss noch einmal alles gaben, und fuhren mit Père Noë, der nun endlich auch eingetroffen war, durch das mittlerweile wieder herrschende Getümmel zum Flugplatz, damit ich in aller Ruhe nach Port au Prince zurückkehren konnte, um von dort am nächsten Morgen den Heimflug über Miami nach Paris anzutreten.

Die Wartezeit auf meinen Minihopper erlaubte mir, Heliana in einem langen Gespräch näher kennen zu lernen. Wegen ihres stark kreolisch gefärbten Französisch musste ich allerdings häufiger nachfragen. Wir tauschten unsere Geschichten und Ansichten aus und schieden in der Hoffnung, uns vielleicht einmal wieder zu sehen.

Auf dem Rückflug, mit demselben Kleinflugzeug wie gestern, saßen vor mir zwei elegant gekleidete, schwergewichtige Männer, deren einer konzentriert und vom Fluggeschehen unberührt in einem frommen Heftchen die alttestamentarischen Geschichten aus dem Buch Ruth auf Kreolisch las. Die naiv gestaltete Broschüre war mit schlichten Bildchen illustriert, die an ein Malbuch erinnerten.

Der Blick aus dem Fenster offenbarte die innere Struktur des von der Natur eigentlich reich ausgestatteten Landes. Die Hänge der hier bis zu 1500 m hohen Berge waren fast völlig abgeholzt und von weitläufig erodierten, jetzt aber fast leeren Wasserläufen durchzogen. Seltener waren vereinzelt menschliche Ansiedlungen und Plantagen zu erkennen. Straßen gab es verhältnismäßig wenig, und sie waren, vermutlich aus Sicherheitsgründen, kaum befahren. Heliana hatte auch gesagt, die nur ca. 80 km weite Strecke nach Port de Paix lege sie, wenn sie dort zu tun habe, mit dem Flugzeug und keinesfalls mit dem Auto zurück.

Beim Anflug auf Port au Prince erkannte man in Flugplatznähe wieder die endlosen Zeltstädte der UN-Sicherheitstruppe.

Die Landung auf dem Flugplatz Port au Prince brachte die größte Überraschung: Naomi kam, um mich abzuholen. Neben ihr stand eine große und relativ hellhäutige, faszinierende junge Frau: Carol Guy – James Barratt. Die Begrüßung hätte unter ganz alten Freunden nicht herzlicher ausfallen können. Kurz schilderte sie, wie es ihr gelungen war, die Ausreise zu bewerkstelligen. Dann brachte sie Naomi nach Hause und fuhr mich zu meinem Hotel ‚Kinam‘. Dort wollte sie mich in einigen Stunden besuchen, um mit mir die Einzelheiten der Prüfung nachzubereiten und die Fragebögen zu sichten. Ich gab ihr zu verstehen, dass ich keine Ruhepause brauchte und derart neugierig auf sie und ihre Arbeit wäre, dass wir sofort unser Gespräch fortsetzen könnten. Müdigkeit oder Erschöpfung verspürte ich nicht im Geringsten. So saßen wir zwei Stunden lang zusammen und tauschten unsere Erfahrungen, Erlebnisse, Geschichten und Überzeugungen aus.

Sie erzählte mir ihren Weg und die Geschichte ihrer Projektarbeit: Als Erzieherin straffällig gewordener Jugendlicher in Trinidad hatte sie, ziemlich entmutigt durch die geringen Erfolge ihrer Bemühungen, eine Freundin ihrer Mutter getroffen, die sie auf die Ideen Maria Montessoris aufmerksam machte. Es folgte die Begegnung mit Peter Hesse. Sie berichtete von ihren gemeinsamen Visionen, den Anfängen, Rückschlägen und Erfolgen bis hin zu dem bis heute erzielten Ergebnis ihrer engagierten Tätigkeit.

Es schien mir kaum nachvollziehbar, dass diese jugendliche und lebensfrohe Frau bereits seit 20 Jahren all den Idealismus und Mut, die Kreativität, Gewissenhaftigkeit und Zähigkeit aufgebracht haben sollte, die für die Verwirklichung eines derart schwierigen und umfangreichen Projektes nötig gewesen sein müssen. Wie viel Frustration, Entmutigung, Hoffnungslosigkeit, Enttäuschung und Zorn über sinnlose und scheinbar unüberwindbare Hindernisse und Widerstände hat sie in dieser langen Zeit überwinden müssen? Allein das Verfassen des Materialbuches, mit dem normalerweise ein fachlich geschultes Team vollends ausgelastet gewesen wäre, muss eine übermenschliche Anstrengung gewesen sein.

Und sie will noch mehr! Nach den Erfolgen im Vorschulbereich denkt sie jetzt an die Fortsetzung der begonnenen Arbeit durch das Entwickeln eines Primarstufenprojektes.

Sie versäumte neben der Schilderung ihrer Erfahrungen nicht, auch die schwierige Situation der Haitianischen Schülerinnen zu beschreiben. So berichtete sie von Mädchen, die täglich mitten in der Nacht vom Inland her aufbrachen, um nach stundenlangen Fußmärschen zum Ausbildungszentrum zu gelangen. Eine von ihnen brach einmal nach ihrer Ankunft im Schulungsraum vor Erschöpfung zusammen. Eine reiche Haitianerin sagte daraufhin geringschätzig: „Ach wissen Sie, diese Menschen essen ja nichts!“

Ich händigte Carol die säuberlich nummerierten Prüfungsberichte aus, und wir gingen gemeinsam die auf Französisch verfassten Protokolle und Beurteilungen durch. Sie zeigte sich überrascht und sehr zufrieden mit der Art und Weise, wie ich ihre Arbeit zu Ende gebracht hatte. Es gab keine Probleme beim Verständnis der von mir gemachten Protokolle oder in der Terminologie. Das wiederum erfüllte mich mit einer tiefen Beruhigung und Zufriedenheit.

Sie brach auf, und wir verabredeten uns für den Abend, den wir mit Christian gemeinsam bei einem Abendessen verbringen wollten.

Der Rest des Nachmittags verging mit Schwimmen, Nachdenken, Packen und dem Bezahlen der Hotelrechnung.

Das vornehme Abendessen in dem Lokal im feudalen französischen Landhausstil des späten 19. Jahrhunderts mitten in der Stadt war ein erlesenes kulinarisches Ereignis, das aber leider durch den Lärm äußerst gewöhnlicher neureicher Haitianer gestört wurde. So konnten wir kaum einen Gedanken verständlich austauschen. Es kam hinzu, dass Christian, der sich die ganze Woche über neben seiner anspruchsvollen und ermüdenden Tätigkeit mit unglaublicher Geduld und bewundernswerter Gelassenheit gegenüber allen auftretenden Problemen ohne Rücksicht sich selbst gegenüber aufopfernd um mich gekümmert hatte, mühsam, aber erfolglos gegen das Einschlafen kämpfte.

So brachen wir bald auf und gingen zum Auto zurück, das unmittelbar vor dem großen Tor des Anwesens geparkt war. Dezent löste sich ein Mann aus dem Dunkel der Umgebung und signalisierte, dass das Auto unbeschädigt sei, wofür er unauffällig ein Trinkgeld einstrich.

Wir verabredeten uns zum Frühstück im ‚Kinam‘, und ich ahnte aufgrund von Carols Andeutungen, dass es am letzten Tag noch einmal ein Wiedersehen mit den mir inzwischen lieb gewordenen beiden Freunden aus der Rue Clermont geben würde.

Das war dann auch der Fall. Naomi und Godana kamen festtäglich gekleidet mit Christian und Carol gemeinsam ins Hotel. Zur Feier des Tages und, weil Sonntag war, wurde eine Soupe Giromon bestellt, eine kreolische Kürbissuppe, die in den einheimischen Familien traditionsgemäß jeden Sonntag, mindestens aber einmal im Jahr, am 1. Januar, dem Jahrestag der Befreiung Haitis vor 202 Jahren, auf den Tisch kommt.

Nach kurzer wortloser Verständigung untereinander ergriff Godana das Wort. Mit feierlichem Ernst und in beeindruckenden Formulierungen würdigte er meine Arbeit in der abgelaufenen Woche, sprach von Ermutigung, Geduld, Gewissenhaftigkeit und anderen Tugenden, die mich beschämten und an den Rand des emotional Verkräftbaren brachten. Ich bedankte mich tief bewegt und versuchte, meine grenzenlose Dankbarkeit auszudrücken, die ich empfand über die mir entgegengebrachte Offenheit, Aufmerksamkeit und Herzlichkeit, und äußerte meine Freude, diese vier so ganz besonderen Menschen getroffen zu haben. Ich bekam meinen Satz nicht zu Ende.

Nach kurzem Schweigen, das alles Ungesagte beinhaltete, reichte Godana mir ein Päckchen mit einer Schleife. Ich riss es neugierig auf, und heraus kam ein silbern gerahmtes Foto der Prüfungsgruppe Rue Clermont / Rue Oswald Durand, auf dem sich die Fotografin in einer Fotomontage selbst mit verewigt hatte. Dann gab mir Naomi ein Päckchen mit zwei landestypischen Likören, die man, wie sie sagte, in Mischgetränken genießen könne. Diese waren auch für meine Frau bestimmt. Carol schenkte mir zum Abschluss einen Fotoband über Haiti mit all den Bildern, die ich zu machen mich nicht getraut hatte, aus Achtung vor der Würde der Menschen, die mich in dieser Woche so nachhaltig beeindruckt hatten.

An alles hatten sie gedacht: da meine Sachen gepackt waren und der Koffer schon voll war, hatte Carol eine Tasche besorgt, in der ich die Geschenke unterbringen und transportieren konnte.

Die Ausreisegebühr, die ich, überwältigt von den Erlebnissen dieser Woche, zurück zu legen vergessen hatte, und noch 10 \$ Taschengeld für Erfrischungen, steuerte Christian bei.

Ein abschließendes Erinnerungsfoto schoss freundlicherweise die französische Adoptivmama. Noch unter dem Eindruck des spontan für mich organisierten Abschiedsfestes verabschiedete ich mich nun endgültig von Naomi und Godana, nicht ohne ein irgendwie geartetes Wiedersehen in Erwägung gezogen zu haben.

Chris und Carol brachten mich zum Flugplatz. Der Weg dorthin war gewohnt umständlich, von drängelnden Fahrzeugen und durcheinander laufenden Menschen blockiert, aber irgendwie vertraut geworden. Trotzdem war ich nachträglich froh über die Entscheidung Christians, mich zu fahren, so dass ich die ganze Woche nicht selbst mit dem Jeep unterwegs sein musste.

Ich hätte es nicht geschafft!

Am Flugplatz entließen mich die beiden nach langem Winken, bis wir uns aus den Augen verloren, in die Obhut der Flughafenbehörde. Die Wartezeit verging mit Grübeln und Nachsinnen über das Erlebte und die ungläubige Fassungslosigkeit angesichts der Tatsache, dass alles schon vorbei sein sollte.

Auf dem gesamten Heimflug, mit Umsteigen in Miami, schloss ich kein Auge. Immer wieder fiel ich ins Nachdenken. Zwischendurch schrieb ich meine Gedanken ungeordnet, wie sie kamen, in mein Notizheft, um nichts von dem zu vergessen, was ich erlebt und mit allen Sinnen wahrgenommen hatte.

Haiti! Heute sagt es mir so viel. Ich verbinde mit diesem Wort Namen wie Carol Guy – James Barratt, Peter Hesse, Christian, Naomi, Godana, Heliana, Robinson, Jean – Edouard, Père Noë, Frantz und viele andere.

Gedanken, wie Christians Wahlspruch, dass für Haiti eben nicht gut genug ist, was für andere keinen Wert mehr hat.

Peter Hesses DENNOCH – Prinzip und die Überzeugung, dass das Anrecht ALLER Kinder dieser Welt auf Bildung kein leeres Wort bleiben darf und dieser Erkenntnis entsprechend gehandelt werden muss.

Frantz' Feststellung, dass Haiti alles hat, um ein reiches und glückliches Land zu werden.

Vielleicht wird Haiti mich verändern. Vielleicht wird es langfristig eine ähnliche Wirkung auf mich ausüben, wie es bisher nur ein anderer Name geschafft hat: Montessori.